



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Julia Stagg

MON DIEU,
was für ein Fest!

Roman

Deutsch von
Beate Schäfer

dtv

Von Julia Stagg
sind bei dtv außerdem erschienen:
Monsieur Papon oder ein Dorf steht kopf (21505)
Madame Josette oder ein Dorf trumpft auf (21577)
Bonjour Véronique oder ein Dorf hält zusammen (21636)
Chapeau! Ein Dorf zeigt, was es kann (26163)



Deutsche Erstausgabe 2017
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 Julia Stagg
Titel der englischen Originalausgabe:
»A Fête to Remember«
(Hodder & Stoughton, London 2014)
Umschlaggestaltung: Franzi Bucher
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26148-7

Pour mes sœurs, Ellen et Claire

Danke, dass ich euer Schatten sein durfte
und ihr mich in den Schlaf gesungen habt.

Christian Dupuy wachte tot auf. Er wusste, dass er tot war, weil in den beiden Hälften seines gespaltenen Schädels ein gnadenloser Schmerz pochte, weil seine Arme und Beine zu reglosen, bleischweren Fleischklumpen verkommen waren und seine Lider so fest zusammenklebten, dass er die Augen nicht öffnen konnte. Auch seine Zunge war nicht zu gebrauchen: Ein ekelhafter pelziger Belag heftete sie an den Gaumen, sodass er nur noch ein gurgelndes Todesröcheln herausbrachte.

Lebendig konnte das kein Mensch aushalten, also musste er tot sein.

Still lag er da. Die Sonnenstrahlen, die sich einen Weg durch die Fensterläden bahnten, brannten ihm auf den Lidern, das Krähen des Hahns zerrte an seinen zerrütteten Nerven. Dann schlingerte sein Magen und aus seiner vertrockneten Kehle drang ein Stöhnen.

Doch am Leben. Aber nur fast.

Vorsichtig streckte er die Hand aus und ertastete die wohlvertraute klumpige alte Matratze. Also hatte er es immerhin bis in sein Bett geschafft. Allein. Auch das war nichts Neues. Und er war noch angezogen, das Hemd hatte sich wie ein zu kleines Leinentuch um seine gewaltige Brust geschlungen.

Als der Hahn schon wieder krähte, zuckte Christian zusammen und hielt sich die Ohren zu. Er musste das Fenster

schließen. Oder ein Gewehr holen. Doch für beides hätte er aufstehen müssen, und das kam absolut nicht infrage.

Er griff nach seiner Uhr, die auf dem Nachttisch lag. Es musste schon spät sein, die Sonnenstrahlen auf seinem Körper fühlten sich wärmer an als sonst. Als er zögernd ein Lid hob, schoss ihm ein solcher Schmerz ins Auge, dass er nur mit Mühe den Blick fokussieren konnte.

Halb acht. Höchste Zeit zum Aufstehen.

Er ließ die Uhr auf seine Brust fallen; sein Arm sackte zur Seite und das Augenlid senkte sich. In diesem Zustand war Arbeiten vollkommen unmöglich. Herrgott noch mal. Wie zur Hölle war das bloß passiert?

Sie hatten gefeiert. Den Nationalfeiertag und die Nachricht von der Wiedereröffnung der Post, alles auf einmal, ein rauschendes Fest war es gewesen. Sie hatten mit Champagner angestoßen, erinnerte er sich, und er wusste auch noch, wie er gelacht hatte, als sein Kollege im Amt als Vizebürgermeister kurz darauf besinnungslos betrunken neben den Lautsprechern zusammengesackt war. Und an das Essen erinnerte er sich vage, aber das war auch schon alles. Seit der Hochzeit seiner Schwester hatte er nicht mehr so viel getrunken. Damals war er im alten Obstgarten von einem Esel geweckt worden, der an seiner Jacke geknabbert hatte. Aber im Vergleich zu jetzt war das gar nichts gewesen.

Er zwang sich, seine Benommenheit abzustreifen und sich zu konzentrieren, bis nach und nach einzelne Erinnerungsbilder in ihm aufstiegen: René und Paul, die ihm im Garten der Auberge einen Cognac nach dem anderen eingeschenkt hatten. Ihr Lachen, während sie ihm ständig das Glas füllten. Serge Papon, der ihm im Vorbeigehen auf die Schulter geklopft hatte. Und da war noch etwas. Konnte das sein? Ein verschwommenes Bild von Tanzenden. Ihm selbst? Unter großen

Stoffbahnen, die im Nachtwind an Stangen gerüttelt hatten. Das Festzelt. Hatte er etwa im Festzelt getanzt?

Der Gedanke ließ ihn aufstöhnen. Was war da geschehen? Ein rasanter Rhythmus hatte ihn auf die improvisierte Bühne gelockt, und dort hatte er dann einen John Travolta hingelegt. Ausgerechnet er, der beim Tanzen so beweglich war wie sein Limousin-Stier. Und fast genauso massig.

Aber sei's drum, wenn weiter nichts Schlimmes passiert war ...

Er atmete tief ein, wovon ihm gleich übel wurde, und mit dem Brechreiz wallte ein ganz anderes Unbehagen in ihm auf. Letzte Nacht war noch etwas passiert. Seine Freunde hatten ihn in Stimmung bringen wollen. Ja, das war es gewesen. Sie hatten sich über ihn lustig gemacht und ihn einen Trauerkloß genannt. Einen Spielverderber. Nur weil er ihr Gerede so sattgehabt hatte, war er überhaupt zum Tanzen aufgestanden. Aber warum war er so deprimiert gewesen?

Da traf es ihn. Mit dem Vorschlaghammer in den Solarplexus. Er riss die Augen auf und setzte sich mit einem Ruck kerzengerade hin. Ein brennender Schmerz packte sein hämmerndes Herz und schoss ihm in Arme und Beine, tausendmal schlimmer als jeder Kater.

Christian Dupuy erinnerte sich wieder. Er war verliebt.

Liebe. Etwas Schöneres gab es nicht auf der Welt. Auch das Hochgefühl, das er empfand, wenn er am frühen Morgen auf seinem Rennrad am Dupuy-Hof vorbeifuhr und die Pyrenäengipfel im Licht der aufgehenden Sonne vor ihm erstrahlten, kam nicht an die Verzückung heran, in die Fabian Servat stets aufs Neue geriet, wenn er die Frau betrachtete, die jetzt vor ihm im Bett lag. Ihre roten Locken auf dem Kissen, ihr leiser, regelmäßiger Atem – sie war so schön. Und sie gehörte ihm.

Beinahe jedenfalls. Wenn er nur den Mut aufbrächte, dann wäre es wohl so.

Er ließ das Handtuch zu Boden sinken, die Haut noch feucht vom Duschen, zog das Laken zurück und legte sich neben sie. So gut wie jeden wachen Moment seines Lebens verbrachte er damit, Stephanie Morvan und das Wunder zu bestaunen, das sie beide zusammengebracht hatte. Er schob die Vorstellung beiseite, wie leicht es für sie wäre, ihn zu verlassen. Er wollte nicht daran denken, dass sie es bei einem anderen Mann bestimmt viel besser hätte.

Sie murmelte etwas, als er sie dichter an sich zog und seinen eckigen Körper um ihre weichen Kurven schlang.

»Guten Morgen«, flüsterte er.

»Mhmmm.« Sie drehte sich zu ihm, die Augen kaum geöffnet, aber mit einem Lächeln auf den Lippen. Und dann kuschelte sie sich an ihn.

Frag sie! Frag sie jetzt, wo sie noch im Halbschlaf ist. Sie zu überfallen wäre das Beste – noch bevor sie ganz bei sich war und Nein sagen konnte. Denn davor fürchtete er sich am meisten: dass sie Nein sagen würde.

»Stephanie?«

»Mhmmm?« Sie sah ihn an, das Gesicht erhitzt vom Schlaf, mit zerzausten Haaren und mit Lippen, die geküsst werden wollten.

»Zeit zum Aufstehen.«

Wieder einmal hatte Fabian die Nerven verloren. Er hasste sich dafür.

In der Morgensonne, die durch das Tal flutete, saß René Piquemal vor der Bar, saugte den Rauch der ersten Gauloise des Tages tief in seine Lungen und blies ihn mit einem Seufzer wieder aus.

Dabei hatte er das Rauchen doch aufgeben wollen. Wieder einmal. Aber egal was er tat, es endete immer damit, dass er doch wieder rauchte. Er hatte es so satt.

Wie zur Bestätigung wehrte sich sein Magen mit einem bedenklichen Grummeln gegen die Mischung aus Espresso und Nikotin, die ihm heute besonders schlecht zu bekommen schien. Nach dem Fest gestern war das nicht überraschend. Ein beträchtlicher Teil des Cognacs, der den niedergeschlagenen Christian Dupuy hatte aufmuntern sollen, war am Ende in Renés Kehle gelandet.

Er drückte die Zigarette aus, kippte den letzten Rest Kaffee hinunter und wandte sich wieder der Zeitung zu. Es stand nicht viel Interessantes drin. Er hatte gehofft, ihr gestriger Protest gegen die Verlegung der Post nach Sarrat könnte es bis auf die Titelseite schaffen, aber wer am Nationalfeiertag demonstrierte, hatte nun mal schlechte Karten. Die Journalisten hatten alle frei, also gab es keine ordentliche Berichterstattung, egal wie wichtig das Thema war.

Auf Seite sechs fand er endlich, was er suchte. Eine klare, schlichte Blockade der Tour de France, ausgerechnet am 14. Juli, das war fast eine Revolution, aber denen von der Zeitung war das Ganze bloß ein paar lausige Sätze und ein unscharfes Foto wert. Absurd!

Frustriert schmiss er die Zeitung weg. Und nur dadurch sah er sie überhaupt, die kleine Anzeige unten rechts auf der Seite.

Sie wollen endlich aufhören? Allein schaffen Sie es nicht? Rufen Sie uns an.

Er las den Text gleich zweimal und strich sich nachdenklich über den Schnurrbart. Es klang so einfach. Zu einfach? Er streckte die Hand nach der Gauloise-Schachtel aus. Die hier konnte er jetzt auch noch guten Gewissens aufrauchen. Denn diesmal würde er wirklich Schluss machen.

Ein Stück weiter die Straße hinunter konnte Lorna Webster ihr Glück kaum fassen. Wie jeden Morgen während der Hauptsaison war sie um halb sieben aufgestanden, um Croissants und *pains au chocolat* zu backen. Aber heute war ein Wunder geschehen. Zum ersten Mal seit Beginn ihrer Schwangerschaft im März war ihr nicht übel. Nicht einmal als sie die warmen Blätterteigteilchen aus dem Ofen zog, löste der Geruch das übliche Würgen aus.

Dass sich ihr Zustand endlich besserte, erleichterte sie sehr. Sie hatte alle Hände voll zu tun: In der Auberge war jedes Zimmer belegt, und das Mittagessen fürs komplett ausgebuchte Restaurant musste auch noch vorbereitet werden. Sie spähte durch die Durchreiche in den Gasträum, wo das Frühstück schon in vollem Gang war. Auch heute würde es wieder furchtbar heiß werden, daher wollten viele Gäste schon früh aufbrechen und die noch etwas frischere Morgenluft nutzen. Paul fachsimpelte gerade mit einem Pärchen aus Toulouse, beide in Wanderkluft, über die beste Route hoch zur spanischen Grenze. Als sich ihre Blicke trafen, strahlte sie ihn an und reckte den Daumen. Und genau in diesem Moment spürte sie ein Flattern im Bauch, zart wie Bläschen, die im Wasser aufsteigen.

Das Baby. Als sie dieses Gefühl zum ersten Mal gehabt hatte, war sie unsicher gewesen und hatte gedacht, es wären vielleicht nur Verdauungsstörungen. Inzwischen wusste sie es besser. Ihr Kind bewegte sich in ihr.

Raphaël. Das war ihr neuester Vorschlag. Allerdings war Paul sofort dagegen gewesen; das erinnere ihn zu sehr an die Ninja-Turtle-Cartoons seiner Jugend, sagte er. Es war nicht einfach, einen Namen für jemanden zu finden, der noch nicht auf der Welt war. Und dazu in einer Sprache, die nicht ihre eigene war. Denn das Kind sollte einen französischen Namen

bekommen und keinen englischen, da waren sie sich einig. Aber was, wenn sie dabei einen Fehler begingen? In den knapp zwei Jahren, die sie inzwischen hier lebten, hatten sie die hiesige Kultur recht gut kennengelernt, aber Einheimische waren sie trotzdem nicht. Was, wenn sie das Kind Sébastien nannten und sich dann herausstellte, dass es eher ein Frédéric war?

Sie schlug das Buch mit den Babynamen auf, das in diesen Tagen immer in Reichweite lag.

Mathilde?

Das klang schön. Doch über Mädchennamen nachzudenken brachte nichts, denn das in ihr heranwachsende Leben war ein Junge, da hatte Lorna nicht den geringsten Zweifel. Wie bedeutsam das neue Leben in ihrem Bauch noch werden würde, ahnte sie allerdings nicht.

Bernard Mirouze mochte es sich noch so sehr wünschen, aber er war einfach kein Mann für heimliche Aktionen. Das lag nicht zuletzt an seiner massigen Statur. Mutter Natur hatte ihn mit einem Körper gesegnet, der eher zu Trägheit als zu listiger Wendigkeit neigte. Seinen Bewegungen fehlte jene Anmut, die unerlässlich ist, wenn etwas im Verborgenen geschehen soll. Im Wäldchen hinter seinem Garten kämpfte er sich durch sein morgendliches Trainingsprogramm, tappte von Baum zu Baum oder robbte wie ein zappelnder Wurm bäuchlings voran, wobei er nur ein groteskes Zerrbild des Mannes war, dem er nacheiferte. Seine Übungen waren vom Knacken brechender Äste begleitet, dem Rascheln von Gestrüpp und einzelnen unterdrückten Flüchen. So war er leicht ausfindig zu machen.

»Serge!«, rief er, noch immer am Boden, als eine feuchte Nase seine Wange berührte. »Wie hast du mich bloß aufgespürt? Schlaues Kerlchen!«

Er klopfte den warmen Rücken des hechelnden Beagles und bemerkte dann erst das Fellbündel, das der Hund neben ihm auf der Erde abgelegt hatte.

»Noch ein Kaninchen?« Bernard erhob sich und packte das tote Tier an den Hinterläufen. Der Kopf hing leblos herab und die Augen starrten ins Leere. »Braver Hund! Wieder eins für die Kühltruhe.«

Und ohne sich zu fragen, wieso die Beute des Beagles sich schon kalt anfühlte, wo der Tod doch erst vor Kurzem eingetreten sein musste, lief der angehende Fährtenleser zurück zu seinem Haus. Beim Gedanken an *lapin à la moutarde* lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Ach, hätte er nur eine Frau, die solche Köstlichkeiten zubereiten konnte!

Da Pascal Souquet nur ein paar Häuser weiter unten auf dem gleichen Hügel in dem kleinen Bergdorf lebte, hätte er eigentlich imstande sein müssen, seinen Nachbarn durch die Bäume krachen zu hören, während der sich in seinen dunklen Künsten übte. Aber er war es nicht. Obwohl die Fenster weit offen standen, damit vor der großen Hitze noch ein wenig kühle Luft nach drinnen käme, nahm der erste Vizebürgermeister nicht das kleinste Geräusch wahr. Weder das Zwitschern der Vögel noch das Heulen einer weit entfernten Kettensäge, nicht einmal das laute Hupen des Metzgerei-Lieferwagens, der gegenüber von dem nicht mehr genutzten alten *lavoir* parkte. Er konnte auch nicht hören, was seine Frau zu ihm sagte, obwohl er sah, wie sich ihre Lippen bewegten. Ihrem finsternen Gesichtsausdruck nach zu urteilen war seine plötzliche Taubheit in diesem Fall wohl ein Segen.

Er rieb sich die Ohren, doch auch das brachte nichts, er vernahm nur einen feinen Ton, wie wenn man mit einem angefeuchteten Finger über den Rand eines Glases fuhr. Da seine

Gehörlosigkeit komplett neu war, musste sie wohl mit den Feierlichkeiten am Vortag zusammenhängen. Doch egal wie sehr er sich auch den Kopf zerbrach, er erinnerte sich an nichts. Eben hatte er noch widerwillig das Glas erhoben, um den erfolgreichen Protest gegen *La Poste* und die bevorstehende Wiedereröffnung des örtlichen Postamts zu feiern – für ihn persönlich überhaupt kein freudiges Ereignis –, und im nächsten Moment war er auf dem Sofa aufgewacht, schwitzend, mit einem dicken Schädel und Ohren, die nicht mehr funktionierten. Angesichts des Schlamassels, in das er sich in den letzten Monaten hineinmanövriert hatte, war das vielleicht gar nicht mal schlecht. Einen Mann, der stocktaub war, konnte man wohl kaum ins Gefängnis sperren, oder?

Sein Telefon wackelte auf dem Tisch herum – was seine nutzlosen Ohren nicht wahrnahmen, das zeigte ihm die Vibration an. Er griff danach, und als er aufs Display schaute, rutschte ihm das Herz in die Hose. Das war *er*. Der Mann, dem Pascal in die Falle gegangen war. Er starrte das Handy an, bis der Anrufer auflegte, froh über die Gnadenfrist, die ihm seine Taubheit verschaffte.

Doch gleichzeitig wusste Pascal Souquet, wie wenig ihm dieser Aufschub nützen würde. Er kannte den Mann, um den es ging, nur zu gut. Taub oder nicht, der Vizebürgermeister steckte bis zu den Knien im Dreck und ein Ausweg war nicht in Sicht.

Nur vierzig Kilometer entfernt im Nordosten, wegen des gebirgigen Geländes aber mindestens eine Stunde Fahrzeit entfernt – bei guten Bedingungen und in einem verkehrstüchtigeren Auto als Christian Dupuys altem Panda 4x4 –, lag das mittelalterliche Städtchen Foix. Hier herrschte schon am Morgen viel Trubel. Im Hauptort des Départements Ariège

lebten zahlreiche *fonctionnaires*, die Verwaltungsangestellten, die die glorreiche Republik Frankreich am Laufen hielten. Sie arbeiteten in einem imposanten Gebäude auf den Felsen hoch über dem Fluss, der dem Département seinen Namen gegeben hatte.

Sobald die allmorgendliche Begrüßungsrunde vorbei und der obligatorische Espresso getrunken war, galt in den Büros der Präfektur das Verteilen der Post als die wichtigste Pflicht. In der Mappe für den Präfekten, die wegen des vergangenen Feiertages und der bevorstehenden Sommerpause im August heute nicht ganz so prall gefüllt war wie üblich, lag ein harmloser weißer Umschlag. Wie er sich da so zwischen seine gepolsterten beigen Gefährten schmiegte, deutete nichts auf den außerordentlichen Effekt hin, den er auslösen würde. Und auch als eine Hand ihn herauszog und zu einem Stapel mit anderen Schriftstücken auf einen blank polierten Louis-XV-Schreibtisch legte, hätte niemand ihn für wichtig gehalten. Der Umschlag war handschriftlich adressiert und trug keine Briefmarke. Doch als die grelle Morgensonne durch die Rundbogenfenster darauffiel, flammte er auf wie eine frisch gezündete Lunte.

Und für die guten Leute aus Fogas, jenem verschlafenen kleinen Nest auf der anderen Seite der Berge, wo man nach den Ausschweifungen der vergangenen Nacht erst langsam wieder zu sich kam, war dieser Brief tatsächlich wie eine Bombe, die bald mitten unter ihnen explodieren würde.

Man sollte meinen, es wäre einfach. Zehn Monate war er jetzt schon hier, er hatte Zeit genug gehabt, um die Stadt kennenzulernen. Aber das Wirrwarr der mittelalterlichen Gassen machte ihn manchmal immer noch konfus. Heute zum Beispiel.

Verführt von dem tiefblauen Himmel und dem strahlenden Sonnenschein hatte er das Auto stehen lassen und sich zu Fuß auf den Weg zur Arbeit gemacht, nur um sich dabei hoffnungslos zu verfransen. Aus irgendeinem Grund war er auf der Rue de la Comédie herausgekommen und hatte völlig die Orientierung verloren. In diesem Teil von Foix war die Sonne als Kompass nicht zu gebrauchen, denn sie wurde von den roten Dächern der hohen Häuser verdeckt, deren Giebel weit in die schmalen, kopfsteingepflasterten Sträßchen hineinragten. Nicht mal die drei Türme der Burg hatte er sehen können, die im Westen auf einem felsigen Vorsprung thronte. Als am Ende eines schmalen Durchgangs Wasser aufgeblitzt war, hatte er sofort diese Richtung eingeschlagen. Mithilfe des Flusses würde er über kurz oder lang dort ankommen, wo er hinwollte, selbst wenn es ein großer Umweg war.

Sobald er das Ufer der Ariège erreicht hatte, wandte er sich nach links und folgte der Rue du Rival den Fluss entlang, bis er an die Place Saint-Volusien herauskam, die dank der ein-

drucksvollen Klosterkirche auf ihrer Nordseite leicht von den anderen Plätzen der Stadt zu unterscheiden war. Und um die Ecke des Klosters lagen zu seiner großen Erleichterung die Tore der Präfektur, wo er arbeitete. Genau genommen war er selbst der Präfekt – der oberste Staatsrepräsentant des Département Ariège-Pyrénées, um es offiziell zu formulieren. Wohlgeremt einer der jüngsten Präfekten in der Geschichte der Französischen Republik und ein funkelnder neuer Stern unter den *fonctionnaires* – und trotzdem hatte Jérôme Ulrich an diesem Morgen nur mit größter Mühe den Weg in sein Büro gefunden.

Sich in der Gebirgsgegend seines Département zu orientieren war für den jungen Mann aus dem Elsass mindestens genauso schwierig, denn die Täler der Pyrenäen ähnelten sich wie die mittelalterlichen Straßen von Foix, die ihn auch nach zehn Monaten noch durcheinanderbrachten. Jérôme kratzte sich am Kopf und starrte noch einmal auf die Landkarte an der Wand seines Büros. Dann blickte er wieder auf den Brief in seiner Hand.

Wegen seiner Verspätung, über die sich die Kollegen im Amt köstlich amüsiert hatten, war der Stapel mit Unterlagen, die es zu sichten und zu bearbeiten galt, bei seiner Ankunft schon beträchtlich gewesen. Trotzdem war ihm dieser Umschlag sofort ins Auge gesprungen. Ohne Briefmarke und von Hand in sorgfältiger Schrift adressiert, schien er auf dem polierten Walnussholz seines pompösen Schreibtischs irgendwie fehl am Platz. Er wirkte spartanisch. Rein funktional. Beides waren Qualitäten, die Jérôme Ulrich schätzte; die rüschige Prachtentfaltung, die man gemeinhin mit seinem Amt verband, lag ihm persönlich gar nicht. Seine erste Amtszeit als Präfekt würde, wenn alles so lief, wie er es sich vorstellte, wahrscheinlich nicht mehr als achtzehn Monate dauern, höchstens zwei Jahre, dann würde er mit Sicherheit versetzt werden.

Wenn er sich trotzdem einen Namen machen wollte – und das hatte er unbedingt vor –, konnte er seine Zeit nicht mit Prunk und Pomp verschwenden. Und dieser Brief bot ihm ganz offensichtlich eine hervorragende Chance, sich persönlich zu profilieren.

Mit dem Finger fuhr Jérôme noch einmal die Grenzen der Gemeinde ab, auf die sich die Korrespondenz bezog. So klein. Die winzige Ortschaft dicht an der spanischen Grenze umfasste drei Dörfer, die weit über die Landschaft verstreut waren: Picarets und Fogas thronen auf einander gegenüberliegenden Höhenrücken, La Rivière lag unterhalb von beiden im Tal. Gemeinsam bildeten sie die Ortschaft Fogas. Und diese Ortschaft wurde für ihn zunehmend zu einem Fluch.

»Wie lange fährt man bis dorthin?«

Seine Sekretärin verzog das Gesicht. »Eine Stunde ungefähr?« Sie zuckte mit den Achseln. »Ich bin schon jahrelang nicht mehr da unten gewesen.«

Da unten. Sie tat fast, als läge Fogas in einem anderen Land. Und das war gar nicht so verkehrt, wenn man die Karte genau betrachtete. Während Foix auf Kalkstein erbaut war – die zerklüfteten Steilwände bildeten eine schroffe Kulisse für das nach Norden in Richtung Toulouse abflachende Land –, bestand das südwestliche Ariège, auch Couserans genannt, aus einem Wirrwarr grüner Täler und himmelhoher Berggipfel. Seine Bewohner fanden, dies seien die wahren Pyrenäen.

»Welche Termine habe ich heute Vormittag?«

»Gar keine. Wir haben ja schon fast Sommerpause. Im Kalender steht nur ein Anruf vom Generaldirektor der Post, heute Nachmittag um zwei. Es geht um die Wiedereröffnung eines Postamts. Und zwar in Fogas.« Mit einem schiefen Lächeln tippte sie auf die Landkarte.

Er zog eine Grimasse. Schon wieder Fogas. Den größten

Teil des gestrigen Tages, einem landesweiten Feiertag, an dem eigentlich auch er weitgehend hätte frei haben sollen, hatte er am Telefon mit allen möglichen Leuten zugebracht und war in die unerwarteten Proteste verwickelt worden, mit denen diese Ortschaft die Wiedereröffnung ihres Postamts durchsetzen wollte. Für ihre Demonstration hatten sie ausgerechnet die prestigeträchtige Tour de France ins Visier genommen, was für Aufmerksamkeit in den höchsten Kreisen gesorgt hatte. Und er war mit in den Strudel gerissen worden. Vermutlich hatte ihn dieser Brief deshalb gleich besonders interessiert. Dabei lag ihm im Grunde nichts an persönlichen Rachefeldzügen. Aber der Brief war nun mal ausgerechnet an einem Tag auf seinem Schreibtisch gelandet, an dem er dieser Gemeinde nicht besonders wohlgesonnen war. Einer Gemeinde, die so viel Wirbel machte, und dabei so unbedeutend war.

»Bis zwei bin ich auf jeden Fall zurück.«

Sie starrte ihn an. »Sie wollen nach Fogas?«

»Ja, wieso nicht?«

»Passen Sie gut auf sich auf«, sagte sie mit ernster Miene. »Wenn Sie schon hier in der Stadt nicht klarkommen, weiß der Himmel allein, wie Sie sich in den Bergen zurechtfinden wollen.«

Er öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch ihre nächste Bemerkung hielt ihn davon ab.

»Wissen Sie, da gibt's auch Bären!«

Die Tür klappte hinter ihr zu und er stöhnte frustriert.

Natürlich wusste er, dass es dort Bären gab, verdammt noch mal! Seit Beginn seiner Amtszeit schlug er sich schon mit diesen Viechern herum. Die von der Regierung geförderte Wiederansiedlung in den Bergen des Couserans hatte erhitzte Debatten ausgelöst, und das Zentrum der Streitigkeiten lag wieder einmal in diesem vermaledeiten Fogas.